

Wir haben es bei den geistlichen Genossenschaften mit einem religiösen Phänomen zu tun, das sich erst im 19. Jh. – mehr als 300 Jahre nach der Reformation – im deutschen Protestantismus wieder in größerem Umfang durchzusetzen vermochte. Angesichts massenhafter materieller Armut und geistig-geistlicher Verelendung entschied sich damals eine Minderheit unter den reformbereiten Kräften für hochverbindliche Lebensformen. Streng nach Geschlecht getrennt, ordneten sich junge Frauen und Männer freiwillig geistlichen Leitgestalten unter. Sie bildeten Lebens-, Glaubens- und Dienstgemeinschaften und waren bei minimaler Bezahlung und unter – wenigstens zeitweisem – Verzicht auf Ehe und Familie bereit, in Krankenpflege, Erziehungswesen und Volksmission enorme Leistungen zu erbringen. Mit der Entwicklung sozialstaatlicher Strukturen verlor seit dem Ende des 19. Jh. der asketische Zug im genossenschaftlichen Leben an Bedeutung, wurde aber noch lange nicht überflüssig. Wie Häusler darlegt, wurde gleichzeitig bessere Ausbildung nötig und war vom Staat gefordert.

Weitere Untersuchungen werden die je besondere genossenschaftliche Prägung der einzelnen Diakonenanstalten herauszuarbeiten haben, weil die Einbindung der Diakone in die Gemeinschaft ihrer jeweiligen Brüderanstalt für ihr religiöses und berufliches Leben und für ihre kirchliche und gesellschaftlich-politische Haltung vorrangige Bedeutung hatte. Dabei werden auch Veränderungen innerhalb einzelnen Anstalten zu beobachten sein. Entgegen Häuslers Schlußresümee (S. 462) deuten die langfristigen Entwicklung in vielen Diakonenanstalten nach dem 2. Weltkrieg darauf hin, daß der von ihm beobachtete Trend zur Emanzipation auf längere Sicht doch gegen die Vorsteher gerichtet war, insofern nämlich, als es darum ging, gegen ihren patriarchalisch-autoritären Leitungsstil genossenschaftlich-demokratische Elemente im Gemeinschaftsleben stärker zur Geltung zu bringen. Bei der weiteren Beschäftigung mit dieser und anderen Fragen kann man in Zukunft auf Häuslers Untersuchung zurückgreifen, die in hervorragender Weise Zugänge eröffnet. Ein Ortsregister und ein differenzierteres Sachregister wären dem Interesse, das sein Buch verdient, sicher entgegengekommen. Außerdem hätte der Verlag eine Klebebindung verwenden lassen sollen, aus der sich nicht schon beim ersten Durcharbeiten des Bandes einzelne Seiten verabschieden.

Matthias Benad

*David E. Barclay, Anarchie und guter Wille, Friedrich Wilhelm IV. und die preußische Monarchie, Siedler Verlag, Berlin 1995, 535 S.*

Friedrich Wilhelm IV. (1795 – 1861) hat in letzter Zeit verstärktes Interesse gefunden. Nach Frank-Lothar Kroll, Walter Bußmann, Malve Gräfin Rothkirch und Dirk Blasius legt der amerikanische Historiker Barclay nun schon die fünfte Monographie zu dem Preußenkönig innerhalb von fünf Jahren vor. Dabei profitiert Barclay nicht nur von diesen und anderen Vorarbeiten (ein beeindruckendes Literaturverzeichnis legt davon Zeugnis ab), sondern noch mehr davon, daß er

erstmal wieder die im ehemaligen Zentralarchiv der DDR in Merseburg liegenden Archivalien (inzwischen zurückgekehrt ins Geheime Staatsarchiv in Berlin-Dahlem) uneingeschränkt benutzen konnte. Herausgekommen ist nicht nur das umfangreichste, sondern gewiß auch das auf absehbare Zeit gewichtigste Buch über diese rätselhafte Herrschergestalt.

Mit diesem Attribut ist jedoch schon der erste Vorbehalt gegen Barclay angedeutet. Hatte Bußmann am Ende seines Buches konstatieren müssen, daß Friedrich Wilhelm sich dem Verständnis entzieht, und hatte Blasius gemeint, seine Persönlichkeit sei nur mit Kategorien der Psychopathologie in den Griff zu bekommen, so stellt Barclay dem schon im Vorwort die These entgegen, „daß Friedrich Wilhelm IV. weit konsistenter war, als von älteren Historikern angenommen; er engagierte sich für das, was ich als antirevolutionäres, ‚monarchisches Projekt‘ bezeichne“ (12). Was hier angesichts der vielfach beschriebenen Sprunghaftigkeit und Unentschlossenheit des Königs noch als überraschender neuer Ansatz erscheint, muß im folgenden jedoch wieder eingeschränkt werden. Barclay bringt eindruckliche Belege dafür, daß Friedrich Wilhelm IV. mit seinem Engagement für Kunst, Architektur, Geschichte und Religion nicht nur Liebhabereien verwirklichte, sondern daß all dies Bestandteile sind in seinem Bestreben, der preußischen Monarchie neuen Glanz und damit – in einer Zeit zunehmender Instabilität – auch neue Festigkeit zu verleihen. Insofern mag von einem konsistenten Handeln gesprochen werden, das aber keineswegs mit den Maßstäben politischer Zweckrationalität betrachtet werden kann. Das Wort von Erich Marcks, Friedrich Wilhelm sei „im Tiefsten konsequent, bei jeder Einzeltat inkonsequent“ gewesen, behält auch nach Barclays Darstellung seine Gültigkeit.

In einem ersten Kapitel ordnet Barclay die Probleme der preußischen Monarchie in den gesamteuropäischen Rahmen ein – eine wertvolle Erweiterung des Horizonts, die seine These von der erfolgreichen Behauptung der preußischen Monarchie durch Friedrich Wilhelm IV. wirkungsvoll unterstützt. Ein zweites Kapitel schildert die Jugend- und „Wartezeit“ des Monarchen bis zum Thronantritt 1840 und arbeitet die Einflüsse von Romantik, Erweckungsbewegung und Befreiungskriegen heraus. Die weiteren Kapitel stellen die Regierungszeit dar, wobei dem Vormärz, dem Revolutionsjahr 1848/49 und der Reaktionsära jeweils etwa gleich viel Raum gewidmet wird. Es ist unmöglich, hier auf die vielen Einzelheiten einzugehen, die unser Bild nicht nur des Königs, sondern der ganzen Epoche zum Teil erheblich erweitern. Am wichtigsten scheint mir der Versuch, die mannigfachen und widersprüchlichen Einflüsse, unter denen der König stand, in ihrem vollen Ausmaß wahrzunehmen. Die gängige Vorstellung, er sei von 1840 an ein Spielball jener von den Gerlachs geleiteten „Kamarilla“ gewesen, wird so überzeugend widerlegt. Nur im Sommer und Herbst 1848, so Barclays Ergebnis, hatte die „Kamarilla“ einen alles beherrschenden Einfluß; vorher und nachher war der Gerlach-Kreis nur eine von mehreren Gruppen, die um das Gehör des Königs rangen. Der folgte in Einzelentscheidungen mal diesen, mal jenen Beratern und erweckte so den Anschein der Sprunghaftigkeit. Auch wenn er seine große Vision niemals aus dem Auge verlor, herrschte über weite Strecken aber eher die schon im Buchtitel genannte Anarchie als ein zielgerichtetes Verfolgen des „monarchischen Projekts“.

Die Leser dieses Jahrbuchs werden vor allem zwei Aspekte interessieren: das Verhältnis Friedrich Wilhelms IV. zu Westfalen und zur evangelischen Kirche. Bei dem ersten ist weitgehend Fehlanzeige zu vermelden. Der König sah unsere Provinz offenbar nur als Durchgangsstation bei Reisen in sein geliebtes Rheinland. Da Westfalen in seiner Regierungszeit keine Entwicklungen von zentraler Bedeutung für die gesamte Monarchie aufzuweisen hat, ist der Ertrag für die Territorialgeschichte gering. Immerhin werden die Westfalen genannt, die es zu Einfluß in Berlin brachten, allen voran Ernst von Bodelschwingh, „die politisch wichtigste Figur der drei letzten Vormärzjahre“ (185). Daß er auch der Vater des Bethel-Gründers war, kommt freilich nicht in den Blick.

Von größter Bedeutung ist hingegen auch für Barclay das zweite Thema: „Den Kern des monarchischen Projekts Friedrich Wilhelm IV. zwischen 1840 und 1848 aber macht sein Bestreben aus, Preußen in einen christlichen Staat zu verwandeln“ (119). Diese (richtige!) Erkenntnis hätte jedoch den Autor dazu bringen sollen, sich auch auf diesem Feld kompetenter zu machen. Zwar widmet er der Kirchenpolitik ein ganzes Kapitel, aber das beruht fast nur auf Sekundärliteratur, die zudem unvollständig ist. So fehlt der 1992 erschienene erste Band der „Geschichte der Evangelischen Kirche der Union“, der Barclay noch manche Hinweise hätte geben können. Die Untersuchung des Rezensenten über die preußische Landeskirche im Vormärz von 1994 konnte er wohl noch nicht berücksichtigen; ich meine, daß dort vieles von dem zurechtgerückt wird, was Barclay aus der Sekundärliteratur falsch übernommen oder falsch verstanden hat.

Barclay beginnt sein Kapitel mit der Schilderung der Persönlichkeit und Karriere von Bunsen, dem Freund des Königs, dem gewiß ein großer Einfluß auf seine theologischen Vorstellungen zugeschrieben werden muß. Ein knapper Abschnitt ist der englisch-preußischen Gründung des Bistums Jerusalems 1841 gewidmet. Barclay folgt offenbar Schmidt-Clausens These, daß dieses Projekt viel mehr von Bunsen als von Friedrich Wilhelm IV. bestimmt war, und verschenkt so die Möglichkeit, hier schon die charakteristische Diskrepanz von großer Vision und weit dahinter zurückbleibender Wirkung herauszuarbeiten. Dann skizziert er die kirchlichen Ideen des Königs, die er in seinem Brief von 1840 und mehreren Aufsätzen 1845 – 1847 dargelegt hat. Richtig ist auch beobachtet, daß Friedrich Wilhelm IV. seine Pläne, die auf eine Rückkehr in ein idealisiertes apostolisches Zeitalter zielten, der Kirche nicht aufzwingen wollte, sondern nur „als unterschiedlicher Katalysator für Kirchenreformen tätig“ wurde (142). Aber was Barclay dann von den tatsächlichen kirchenpolitischen Aktionen berichtet, ist überaus verzerrt. Es stimmt einfach nicht, daß der Kultusminister Eichhorn die wohlüberlegten Pläne des Königs sabotierte, um statt dessen der Kirche „erbarmungslos“ seine „orthodoxen Auffassungen zu oktroyieren“ (145). Eichhorns Vorstellungen entsprachen dem Ergebnis der Generalsynode von 1846, die eine Verbindung von konsistorialer und presbyterial-synodaler Kirchenverfassung und eine Weiterentwicklung des Unionskonsensens vorgesehen hatte. Vorgeschichte und Entscheidungen dieser Synode kennt Barclay leider kaum, auch wenn er im Ergebnis das Richtige trifft: das Ignorieren (nicht die „Auflösung“!) der Generalsynode war ein klarer Sieg für Hengstenberg und die evangelische Orthodoxie.

Wie wenig Barclay sich um diese Fragen wirklich gekümmert hat, sieht man schon daran, daß er von Eichhorn nicht einmal den richtigen Vornamen kennt (91: „Karl Friedrich“). Auch eine kuriose Verdopplung des Kultusministers Eichhorn im Register konnte offenbar nicht auf die richtige Fährte führen. Apropos Register: hier erfährt der verblüffte Leser auch, daß David Friedrich Strauß Hofprediger gewesen sei; eine hinreißende Absurdität, zustandegekommen durch eine Verwechslung mit dem (aus Iserlohn stammenden) Berliner Hofprediger Gerhard Friedrich Abraham Strauß, dessen Einfluß auf den König meines Erachtens übrigens auch noch stärker herausgestellt werden könnte. Dieser Lapsus geht gewiß nicht auf Barclays Konto, dem Lektorat des Siedler Verlags stellt er jedoch ein Armutszeugnis aus.

Doch trotz dieser kritischen Bemerkungen kann das Buch insgesamt empfohlen werden. Mit sicherem Stil und kompositorischem Geschick bereitet der Autor ein Lesevergnügen, das durch die zahlreichen sorgfältig ausgesuchten und wiedergegebenen Abbildungen noch verstärkt wird. Der historisch interessierte Laie kommt ebenso auf seine Kosten wie der Fachmann, der Neues über die Mitte des 19. Jahrhunderts erfahren will. Nur der Kirchenhistoriker wird das Buch mit Vorsicht benutzen müssen.

Martin Friedrich

*Joachim Kuropka, Meldungen aus Münster 1924 – 1944, Geheime und vertrauliche Berichte von Polizei, Gestapo, NSDAP und ihren Gliederungen, staatlicher Verwaltung, Gerichtsbarkeit und Wehrmacht über die politische und gesellschaftliche Situation in Münster, Verlag Regensberg, Münster 1992, 691 S.*

Thematisch breit gefächert ist das Quellen-Lesebuch zur nationalsozialistischen Zeit in Münster, das Joachim Kuropka im Rahmen des Forschungsprojektes über Verfolgung und Widerstand in Münster für ein breiteres Publikum zusammengestellt hat. Es enthält mehr als 600 Stimmungs- und Lageberichte aus Partei, staatlicher Verwaltung, Polizei, Gerichtsverwaltung und Grenzsicherung, ergänzt durch einige Auszüge aus den Deutschlandberichten der Sozialdemokratischen Partei, ein Protokoll einer Neudeutschlandgruppe über einen HJ-Überfall, einen Erlebnisbericht eines aus Münster deportierten Juden und eine Zeitungsnotiz. Die Dokumente sind, soweit sie Münster und das Münsterland betreffen, vollständig wiedergegeben. Aus überregionalen Berichten sind die Münster und das Münsterland betreffenden Abschnitte abgedruckt. Das ist kein Mangel, da Quellen und Fundorte klar benannt werden. Die Quellen wurden nicht nur in den ortsansässigen Archiven – Staatsarchiv, Stadtarchiv und Bistumsarchiv – erhoben, sondern darüber hinaus im Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, im Bundesarchiv Koblenz, im Bundesarchiv/Militärarchiv Freiburg, im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin sowie bei der Zentralen Stelle des Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung von NS-Verbrechen in Ludwigsburg.

Die Dokumente sind 15 Kapiteln zugeordnet, die für die Zeit von 1924 bis